

*Der nachfolgende Text ist jetzt in bearbeiteter Form
enthalten im Buch*

„So viel Aufbruch war nie ...“

**Neue Synagogen und jüdische Gemeinden im Ruhrgebiet
Chancen für Integration und Dialog**

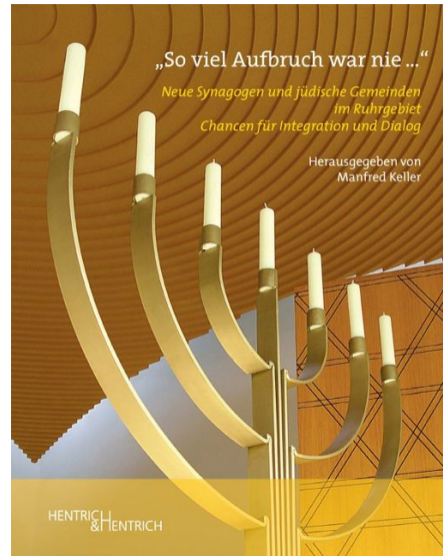
Herausgegeben von Manfred Keller.

[\[Inhalt und Impressum\]](#)

[ISBN 978-3-942271-21-9](#)

[Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 160 Seiten, gebunden](#)

[1. Auflage 2011](#)



Manfred Keller

Von der „Vergegnung“ zum Dialog Christen und Juden im Ruhrgebiet seit 1945

Vortrag in der Evangelischen Stadtakademie Bochum am 4. März 2010¹

[\[Bitte hier klicken für Hinweis auf relevante Erklärungen.\]](#)

Vorbemerkungen

Vielen Dank für die freundliche Begrüßung. Ich bin der Einladung gern gefolgt, über die positive Entwicklung in den Beziehungen zwischen Juden und Christen seit 1945 zu sprechen, insbesondere deshalb, weil der geographische Rahmen der Betrachtung die eigene Region sein soll, das Ruhrgebiet. Die Evangelische Stadtakademie Bochum beteiligt sich seit drei Jahrzehnten an diesem Prozess, und etliche von Ihnen, meine Damen und Herren, haben unsere Bemühungen mit Interesse begleitet und nachhaltig unterstützt. Dafür bin ich sehr dankbar.

Dennoch ist der Christlich-Jüdische Dialog keineswegs ein abgeschlossenes Kapitel. Er hat sich auch mit dem starken Zuzug von Juden seit 1990 keineswegs erledigt. Im Gegenteil: Hier eröffnet sich unverändert ein weites Feld des Engagements, – gerade für die kirchlichen Bildungswerke, die hier in Bochum seit 1986 gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde die „Woche der Brüderlichkeit“ ausrichten. (Im nächsten Jahr gibt's was zu feiern!)

Rückblick: Die lange Zeit der „Vergegnung“

Bevor wir auf die spezielle Entwicklung in Bochum und im Ruhrgebiet eingehen, ist ein allgemeiner Blick auf die Verflochtenheit des Lebens von Juden und Christen seit den Anfängen notwendig. Im Kommentar zu den

¹ Beitrag des Evangelischen Forums Westfalen zur „Woche der Brüderlichkeit“ 2010 in Bochum in einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Evangelischen Stadtakademie Bochum, der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen und dem Katholischen Forum Bochum

„Berliner Thesen“, die uns in der diesjährigen „Woche der Brüderlichkeit“ schwerpunktmäßig beschäftigen werden, heißt es: „Christentum und Judentum sind unter den Weltreligionen durch eine einzigartige Beziehung miteinander verbunden. Juden wie Christen betrachten die Texte des biblischen Israel als Heilige Schrift, auch wenn sie jene Texte auf unterschiedliche Weise anordnen und verstehen. Christen und Juden teilen viele religiöse und ethische Grundsätze, obwohl sie einige gemeinsame Begriffe unterschiedlich verstehen. Juden und Christen erwarten für die Welt ein ähnliches Schicksal, stellen sich allerdings das Kommen dieses Zeitalters auf unterschiedliche Weise vor.“²

Dennoch oder gerade deshalb ist die Geschichte von Christen und Juden fast zwei Jahrtausende eine Geschichte der „Vergegnung“ gewesen, wie Martin Buber sehr anschaulich formulierte. Sie begann mit dem Vorwurf, das jüdische Volk sei schuld am Tode Jesu. Diese Beschuldigung, die in den Köpfen christlicher Fundamentalisten noch immer herumgeistert, ist historisch falsch und theologisch sinnlos. Die historische Forschung zum Tod Jesu hat erbracht, dass die geistlichen Führer in Jerusalem von den Römern eingesetzt waren. D.h. also: Der Hohepriester Kaiphas konnte nur mit Zustimmung des Pilatus handeln, und die Kreuzigung war die Strafe der Römer für Verbrechen gegen den Staat. Mit Jesus wurde jemand hingerichtet, der sich anscheinend ausgerechnet am Passahfest – am Fest der Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten – als „König der Juden“ profilieren wollte. Damit ist klar, dass der Vorwurf des Gottesmordes gegen „die Juden“ historisch falsch ist. Theologisch aber ist er aus der Perspektive des christlichen Glaubens sinnlos. Hier gilt, was Paul Gerhard in seinem Passionslied so zum Ausdruck bringt: „Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last. Ich hab` es selbst verschuldet, was du getragen hast.“ Der

² Zeit zur Neuverpflichtung S. 26

Kommentar zu den „Berliner Thesen“ zitiert in diesem Zusammenhang den amerikanischen Theologen Mark Heim mit den Worten: „In dem Augenblick, in dem wir den Finger auf irgendwelche `sie` als Jesu Mörder richten, haben wir die Sünde begangen, welche gerade die Besonderheit des Kreuzes überwinden sollte.“³

Weil diese historische und theologische Argumentation allgemein anerkannt ist, wird ein solcher „christlicher Antijudaismus“ in kirchlichen Stellungnahmen heute nicht mehr vertreten. Nach wie vor gibt es aber eine Reihe anderer Probleme, die das christlich-jüdische Verhältnis belasten. Es muss sich erst noch zeigen, ob nach der Shoah aus der gründlich gescheiterten Beziehung zwischen Kirche und Synagoge eine „Begegnung“ werden kann. Einer der wichtigsten Schritte auf dem Weg dorthin ist, dass die Gleichrangigkeit der beiden Religionen theologisch anerkannt wird, so dass Christen und Juden sich auf Augenhöhe begegnen und unverkrampft miteinander umgehen können.

Ansätze einer positiven Entwicklung: Ehrenberg und Rosenzweig

Ansätze dafür hat es im Ruhrgebiet bereits vor der Shoah gegeben. Den theologisch wichtigsten Beitrag leistete der Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg (1883 – 1958), der aus einer jüdischen Familie stammte und im Jahr 1909 zur Evangelischen Kirche konvertiert war.⁴ Eine prägende Freundschaft verband Ehrenberg mit seinem Vetter Franz Rosenzweig (1886-1929), dem jüdischen Religionsphilosophen. Beide führten einen philosophisch-theologischen „Dauerdialog“, in dessen Folge Rosenzweig zunehmend seine jüdischen Wurzeln entdeckte, während sich Ehrenberg immer

³ Zeit zur Neuverpflichtung S. 38

⁴ Das Folgende nach Günter Brakelmann: Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland, Band 1: Leben, Denken und Wirken 1883-1932, Waltrop 1997; ders.: Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland, Band 2: Widerstand, Verfolgung und Emigration 1933-1939, Waltrop 1999.

stärker dem christlichen Glauben zuwandte. In seinem 1920 erschienenen Buch „Die Heimkehr des Ketzers“ entwickelte Ehrenberg als Antwort auf Rosenzweigs „Stern der Erlösung“ (1919) die theologischen Grundlagen für einen partnerschaftlichen Dialog zwischen Christen und Juden. Ehrenberg hält fest an der Gültigkeit des „Ersten Bundes“. Er verwirft alle Modelle theologischer Verdrängung des Gottesvolkes Israel, die im Lauf der Kirchengeschichte von den verschiedenen Kirchen – Byzanz, Rom, Wittenberg – entwickelt wurden. Verbindendes Element für Juden und Christen ist die eine Offenbarung des einen biblischen Gottes, bezeugt im Alten und Neuen Testament. Synagoge und Kirche sind gleichwertige Größen.⁵ Das sind Thesen, die in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts keinen Zuspruch fanden und in den dreißiger Jahren heftige Kritik und wütenden Widerspruch auslösten. Nicht einmal in den Reihen der Bekennenden Kirche, zu deren theologischen Begründern Ehrenberg gehörte, fand er Gehör. Sein Anliegen und seine theologischen Erkenntnisse wurden auch nach 1945 nicht aufgenommen.⁶

Demgegenüber wirkten die Anstöße, die von Ehrenbergs Vetter Franz Rosenzweig ausgingen, über den reformierten Theologen Kornelis Heiko Miskotte vor allem in den Niederlanden. Sie lösten dort die Gründung zahlreicher „Lehrhäuser“ aus, in denen sich Christen mit dem Judentum beschäftigen. „Die Lehrhausbewegung, die es in den Niederlanden bis heute gibt, wurde von liberalen Rabbinern unterstützt, allen voran Yehuda Askenasy, und trug dort wesentlich zur Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses bei.“⁷

⁵ Hans Ehrenberg, Die Heimkehr des Ketzers. Eine Wegweisung, Würzburg 1920, S. 97

⁶ Vgl. Wolfram Liebster, Hans Ehrenbergs Beitrag zur gegenwärtigen Israeltheologie, in: Keller/Murken, Das Erbe des Theologen Hans Ehrenberg, ...

⁷ Martin H. Jung, Christen und Juden. Die Geschichte ihrer Beziehungen, Darmstadt 2008, S. 214

Gründung jüdischer Gemeinden nach 1945

Von solcher Offenheit und Lernbereitschaft war in Deutschland nach 1945 wenig zu spüren. Symptomatisch ist, dass die weit überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung die Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai 1945 als „Zusammenbruch“ erfuhr. Zu den wenigen, die dieses Ereignis als Befreiung verstanden, gehörten die etwa 15.000 deutschen Juden, die – verheiratet mit Nichtjuden oder versteckt im Untergrund – das Nazi-Reich überlebt hatten. Ein Teil von ihnen sammelte sich und gründete neue Gemeinden. Im Ruhrgebiet entstanden in den Jahren 1945 bis 1950 jüdische Gemeinden in Bochum, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Herne, Mülheim-Ruhr, Oberhausen und Recklinghausen. Einige dieser Gemeinden fusionierten im Lauf der Zeit. Im Jahr 1951 beschloss der nordrhein-westfälische Landtag, den Synagogengemeinden in Nordrhein-Westfalen auf Antrag die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts zu verleihen.⁸

Damit war der Rechtszustand, der vor 1933 bestanden hatte, zwar wieder hergestellt. Aber eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit fand bei der Mehrheit der Deutschen nicht statt, geschweige denn eine Annäherung an die jüdische Minderheit. Man war vollauf beschäftigt mit dem Wiederaufbau. Hinzu kam, dass die Denk- und Verhaltensweisen ehemaliger Nationalsozialisten, ihrer zahllosen Sympathisanten und Mitläufer sich natürlich nicht über Nacht geändert hatten.

Die Initiative der Amerikaner zur politischen Umerziehung

In dieser Situation ergriff die amerikanische Besatzungsmacht die Initiative. In den USA gab es bereits in den 1920er Jahren eine Annäherung von

⁸ Gesetz über die jüdischen Kultusgemeinden im Lande NRW vom 18. 12. 1951, zitiert nach Micha Guttman, Jüdische Geschichte in Nordrhein-Westfalen, in: Michael Zimmermann, Geschichte der Juden in Rheinland und Westfalen, 1998, S. 273 f.

Christen und Juden, die im Jahre 1928 zur Gründung einer „Nationalen Konferenz der Christen und Juden“ geführt hatte. Analog zu dieser „National Conference of Christians and Jews (NCCJ)“ wollten die Amerikaner im Nachkriegsdeutschland eine Bürgerbewegung schaffen zur „Umwertung der geistigen und kulturellen Werte des deutschen Volkes.“ So entstanden seit 1948 in mehreren Großstädten der amerikanischen Besatzungszone die ersten „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ (abgekürzt: GCJV), deren Ziel der Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus sein sollte, und dies auf der Grundlage „einer von religiösen und nationalen, sozialen und rassistischen Vorurteilen freien Bewertung des Menschen“.⁹

Die Gesellschaften schlossen sich im Deutschen Koordinierungsrat (DKR) zusammen, um ihren Aufgaben und Zielen besser gerecht werden zu können. Im Jahr 1950 gab es die erste „Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart.“ Seit 1951 wird sie bundesweit im März jeden Jahres immer unter einem bestimmten Thema durchgeführt, seit 1986 ohne Unterbrechung aus bei uns in Bochum. Die Achtung der Menschenrechte und die Förderung der religiösen Toleranz sind ihre Ziele. Seit 1968 verleiht der DKR jährlich die Buber-Rosenzweig-Medaille. Damit werden Menschen oder Initiativen ausgezeichnet, die durch ihr aktuelles Wirken den Idealen der beiden Namensgeber – Martin Buber und Franz Rosenzweig - entsprechen und zur Verbesserung der jüdisch-christlichen Beziehungen beigetragen haben.

Theologische Neubestimmung durch die „Seelisberger Thesen“

Parallel zur Initiative der Amerikaner in Deutschland, die deutlich eine politische Maßnahme im Rahmen ihres Umerziehungsprogramms war, gründeten Juden und Christen in der Schweiz in der Nachkriegszeit die „Christlich-

⁹ So formuliert in der Präambel des „Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“, der von den Amerikanern als Zentralstelle in Bad Nauheim eingerichtet wurde.

Jüdische Vereinigung gegen den Antisemitismus“. Zwar stand auch hier der Kampf gegen den Antisemitismus im Vordergrund. Zugleich aber gab die „Vereinigung“ den Anstoß für eine theologische Neubestimmung des Verhältnisses der Kirchen zum Judentum. Auf der von ihr initiierten internationalen Konferenz in Seelisberg am Vierwaldstättersee (im Kanton Uri) wurde im Jahr 1947 eine Thesenreihe verabschiedet, die einen epochalen Wandel einleitete.¹⁰

Wir sollten bei den „10 Thesen von Seelisberg“ einen Augenblick verweilen, weil sie nicht nur den Ansatz für das theologische Gespräch zwischen Christen und Juden nach 1945 markieren, sondern auch den Bezugspunkt der im vergangenen Jahr veröffentlichten „Berliner Thesen“. In der Präambel der „Berliner Thesen“ von 2009 heißt es: „Wir, der Internationale Rat der Christen und Juden und unsere Mitgliedsorganisationen, erneuern unsere Verpflichtung auf die Zehn Thesen von Seelisberg, die unsere Anfänge inspiriert haben. Deshalb veröffentlichen wir den folgenden Aufruf an Christen, Juden und alle Menschen guten Willens.“¹¹

Im Unterschied zu den „Berliner Thesen“, die sich sowohl an Christen wie an Juden wie auch an Muslime wenden, sind die „10 Thesen von Seelisberg“ ausschließlich an die Kirchen gerichtet. Ich schlage vor, dass wir den kurzen Text abschnittsweise gemeinsam lesen. (Wer fängt an?) – Wir sehen: Die ersten vier Thesen betonen, wie tief und grundlegend das Christentums im Judentum verwurzelt ist. Die folgenden sechs Thesen machen deutlich, dass das Judentum in der christlichen Lehre nicht länger negativ dargestellt werden darf. Anders gesagt: Die „Seelisberger Thesen“ arbeiten in einem ersten Schritt theologisch heraus, was Juden und Christen

¹⁰ Vgl. dazu Martin H. Jung, Christen und Juden. Die Geschichte ihrer Beziehungen, Darmstadt 2008, S. 234

¹¹ Zeit zur Neuverpflichtung, S. 17

verbindet. Danach fordern sie in einem zweiten Schritt die Kirchen dazu auf, endlich zu revidieren, was an Falschem und Abwertendem über das Judentum gelehrt wird. Damit haben die „Seelisberger Thesen“ bereits klar ausgesprochen, was Jahre später für die Katholische Kirche das Zweite Vatikanische Konzil in der Erklärung „Nostra aetate“ (1965) zum Ausdruck brachte und was für die Evangelische Kirche in Deutschland die drei EKD-Studie „Christen und Juden“ (beginnend im Jahr 1975) formulieren sollten.

Von solchen Einsichten und Absichten waren die „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ in der jungen Bundesrepublik Deutschland weit entfernt. In einem Rückblick des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit aus dem Jahr 2000 heißt es selbstkritisch: „Weder der tief verwurzelte Antisemitismus und seine Zusammenhänge mit dem jahrtausendealten Antijudaismus der christlichen Kirchen, noch die eigene Verstrickung mit dem Nationalsozialismus waren Themen der frühen Jahre.“¹² Nicht der Blick zurück, nicht die Aufarbeitung der Vergangenheit, sondern der Blick nach vorn, die Gestaltung der Zukunft, sollte die Veranstaltungsprogramme bestimmen.

Die Arbeit der „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“

Die erste dieser „Gesellschaften“ in Westfalen wurde 1953 in Bielefeld gegründet. Heute arbeiten im Bereich des Ruhrgebiets acht „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“. Es würde den zeitlichen Rahmen dieses Abends sprengen, wenn wir jede dieser „Gesellschaften“ detailliert betrachten wollten.

¹² Eva Schulz-Jander, Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Wandel von 50 Jahren, in: Christina Kurth / Peter Schmid (Hg.), Das christlich-jüdische Gespräch. Standortbestimmungen, Stuttgart 2000, S. 164

Deshalb werden ich aus dem rheinischen und dem westfälischen Ruhrgebiet jeweils nur zwei vorstellen, nämlich Essen und Duisburg für das westliche, Dortmund und Recklinghausen für das östliche und nördliche Revier. Jede dieser Gesellschaften hat in den Jahrzehnten ihrer Existenz eine Fülle von Aktivitäten entwickelt, die jeweils nur exemplarisch im Streiflicht beleuchtet werden können.

Auf die Darstellung der „Wochen der Brüderlichkeit“, die in jedem Jahr unter einem vom DKR ausgegebenen Thema stehen und überall von der jeweiligen örtlichen GCJZ ähnlich gestaltet werden, muss hier verzichtet werden. Nachdrücklich aber sei betont, dass gerade diese Veranstaltungsreihen eine große öffentliche Resonanz finden und mit Recht als Foren des christlich-jüdischen Dialogs bezeichnet werden. Jüdische und christliche Theologen und Theologinnen bearbeiten in Vorträgen und Seminaren jahrhundertalte Vorurteile und Defizite, leiten an zu einem neuen, positiven Umgang mit der gemeinsamen Tradition der hebräischen Bibel. Historiker setzen sich mit den unterschiedlichen Formen des Antijudaismus und Antisemitismus auseinander. Die Teilnehmenden spüren, wie viel wichtiger es ist, miteinander zu reden als übereinander. Durch Konzerte, Ausstellungen und Feste versuchen die örtlichen Veranstalter, der „Verkopfung“ im christlich-jüdischen Dialog entgegenzuwirken. Alle Vielfalt der Themen und Methoden kann jedoch das entscheidende strukturelle Defizit im christlich-jüdischen Dialog nach 1945 nicht aufheben, nämlich: die mangelnde Symmetrie.

Strukturelles Defizit: mangelnde Symmetrie

Das ist ein Punkt, auf den vor allem der frühere westfälische Landesrabbiner Henry G. Brandt immer wieder hingewiesen hat. In einem Essay unter der Frage „Ist der Dialog wirklich schon ein Dialog?“ gibt er die Definition:

„Ein Dialog ist ein Gespräch zwischen qualitativ sowie quantitativ gleichwertigen Partnern“. Und im Blick auf die Folgen der Shoah, dass nämlich die jüdischen Gesprächspartner weithin fehlen, konstatiert der Landesrabbiner: „Schon die äußeren Umstände ergeben einen derartigen Mangel an Symmetrie, dass sie den Begriff Dialog als maßlos übertrieben erscheinen lassen.“¹³ Diese Feststellung gilt nicht nur für die Zeit der „alten“ Bundesrepublik, sondern auch für die Jahre nach 1990, in denen die jüdischen Gemeinden in Deutschland sprunghaft angewachsen sind. Für die neuen Zuwanderer aus den GUS-Staaten – so Brandt – „ist das christlich-jüdische Gespräch sowieso kein Thema, da sie sich erst mit ihrem Judentum und ihrer jüdischen Identität auseinandersetzen müssen.“¹⁴ Mit seiner nüchternen Analyse will Brandt, der zu den Protagonisten des christlich-jüdischen Dialogs zählt, „keineswegs die Tatsache verneinen, dass ein Dialog, der diesen Namen verdient, wünschenswert ist und befürwortet werden soll.“¹⁵ Unter den gegebenen Umständen ist jedoch Bescheidenheit angesagt. So können die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit nach Henry Brandt durchaus „Stätten sein, an denen man als Jude und Christ zusammenarbeitet, zum einen, um das gegenseitige Kennenlernen zu fördern, um Kenntnisse zu vermitteln, gemeinsame Erinnerungs- und Gedenkarbeit zu leisten, und zum andern, sich gemeinsam in relevanten sozialethischen Aktivitäten zu engagieren, wenn es um das Wohl der Gesellschaft geht.“¹⁶ Ihre vornehmste Aufgabe aber sollte sein, sich gegen jede Art von Vorurteil und Diskriminierung, insbesondere gegen jede Manifestation von blindem Antijudaismus zu stellen.

¹³ Henry G. Brandt, Freude an der Thora – Freude am Dialog, hg. von Manfred Keller und Andreas Nachama, Bochum 2002, S. 229

¹⁴ Ebd. S. 230

¹⁵ Ebd. S. 229

¹⁶ Ebd. S.233f.

Werfen wir – die Einschränkungen, die Rabbiner Brandt präzise formuliert hat, vor Augen - nun den vier genannten „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ zu.

Dortmund

In Dortmund fand 1954 die erste Gründung im Ruhrgebiet statt. Wie es in der Festschrift zum 40-jährigen Jubiläum (aus dem Jahr 1994) heißt, zählten zu den Mitgliedern bedeutende Persönlichkeiten der Dortmunder Gesellschaft, darunter der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Spitzenbeamte der Stadt Dortmund und führende Repräsentanten der beiden großen Kirchen. Die jüdischen Mitglieder, die in dieser Zeit in die „Gesellschaften“ – in Dortmund wie anderwärts – eintraten, waren Überlebende der Shoah, die nach Deutschland zurückkehren konnten. Sie wollten wieder eine Heimat finden und „suchten vor allem ihre Identität als Deutsche wiederzugewinnen“¹⁷. Gemeinsam mit anderen „Gutgesinnten“ wollten sie am Aufbau einer neuen Gesellschaft und am Wiederaufbau des Landes mitwirken. Man wollte aus der – wie es gern dargestellt wurde – „gemeinsam erlittenen Verfolgung“ von Juden und Christen durch den NS-Staat zur „Versöhnung“ finden und dem Aufbau einer neuen Kultur der Verständigung und der Toleranz dienen. Die christlichen Mitglieder der Gründergeneration waren „fast ausschließlich Angehörige des mittleren bis gehobenen Bürgertums. Sie waren bemüht um einen Neuanfang.“¹⁸ Für viele stand im Vordergrund der Wunsch, den „deutschen Namen“ vom Makel der nationalsozialistischen Vergangenheit zu befreien und das Ansehen der Deutschen im Ausland wiederherzustellen.

¹⁷ Josef Foschepoth, Die Gründung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland, in: 50 Jahre im Gespräch. Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin e.V., Eine Festschrift. Berlin 1999, S. 40

¹⁸ Uwe Bitzel / Johann Friedrich Konrad, Gegen den Antisemitismus. Geschichte der Dortmunder Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, in: „Wer etwas zu sagen hat, muss es immer wieder neu sagen“. 1954 – 1994. 40 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Dortmund, Dortmund 1994, S.9.

Ein deutlich anderes Bild und andere Ziele ergaben sich in den 60er Jahren, als mit dem Ansturm der Studentenbewegung die restaurative Phase in der Bundesrepublik endete. Söhne und Töchter fragten ihre Eltern nach ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit. Die junge Generation stellte das Verhalten der Elterngeneration öffentlich zur Diskussion, doch war die Auseinandersetzung so von Gefühlen bestimmt, dass auch hier kein echter Dialog zustande kam. Seit Mitte der 1970er Jahre, so heißt es in dem Dortmunder Rückblick, „konzentrierte sich die Gesellschaft auf ihren erzieherischen und politischen Auftrag. De facto geschah dies durch Einbeziehung von Lehrerbildung und –weiterbildung in das Veranstaltungsprogramm der Gesellschaft. ... Von daher erklärt sich der hohe Anteil von Lehrern unter den Mitgliedern. ... Die Frucht dieser Arbeit wirkt sich bis in den schulischen Geschichts- und Religionsunterricht aus.“¹⁹ Zum Programm der GCJZ Dortmund gehören seit den 1960er und – verstärkt – den 1970er Jahren auch Studienreisen nach Israel. Mit diesen Reisen verbinden sich unterschiedliche Motive und Ziele: Die Teilnehmer werden in Israel-Palästina durch Begegnungen und Gespräche hautnah mit den politischen Problemen konfrontiert, sie lernen die Geschichte des Judentums kennen oder kommen als Juden wie als Christen ganz nah an die Ursprünge ihres Glaubens heran, zumindest geographisch und historisch. Durch die Kontakte in der Reisegruppe hat die Dortmunder GCJZ im Lauf der Jahre viele Mitglieder gewonnen, von denen etliche – zurück in Deutschland – sich den Arbeitskreisen angeschlossen haben, die zeitweise das Profil dieser sehr aktiven „Gesellschaft“ prägten.

Essen

Nach der Gründung in Dortmund dauerte es noch volle fünf Jahre, bis sich im Ruhrgebiet weitere Vereinigungen dieser Art bildeten. Den Anfang

¹⁹ Ebd. S. 12

machte im rheinischen Teil des Ruhrgebiets die Stadt Essen. Hier kam es im Jahr 1959 parallel zur Einweihung einer neuen Synagoge in der Sedanstraße auch zur Gründung der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Essen e.V.“ Seitdem begleitet die Essener GCJV die Jüdische Kultusgemeinde Essen, die – wie alle jüdischen Gemeinden in Deutschland – in den vergangenen Jahrzehnten mit großen Veränderungen und Herausforderungen konfrontiert wurde.

Unter den Wandlungen und Brüchen, die diese Geschichte kennzeichnen, bezeichnet das Epochenjahr 1989 wohl den markantesten Einschnitt. Waren zuvor bis zur „Wende“ in Deutschland die kleinen, völlig überalterten jüdischen Gemeinden ständig vom Aussterben bedroht, so setzte ab 1990 mit der jüdischen Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion gerade im Ruhrgebiet ein sprunghaftes Wachstum ein, das die Gemeindeleitungen vor sehr große und komplexe Aufgaben im Blick auf die sprachliche, soziale und religiöse Integration der neuen Mitglieder stellte. Dazu leistet die GCJZ Essen einen unspektakulären, aber wirksamen Beitrag. Drei bis vier Mal im Jahr treffen sich Mitglieder der „Gesellschaft“ mit Neueinwanderern aus der „Gemeinde“ zum „Sonntagsgespräch“ in der Synagoge. Bei Kaffee und Kuchen wird deutschsprachig über aktuelle Themen geplaudert bis diskutiert. Gelegentlich schaut man gemeinsam Dokumentarfilme an aus West und Ost, aus Vergangenheit und Gegenwart: für die einen zugleich Einübung in die deutsche Sprache und Vermittlung deutscher Nachkriegsgeschichte, für die anderen ein Stück Horizonterweiterung durch Berichte und Erfahrungen aus dem Osteuropa vergangener Zeiten.

Auch in Essen lädt die GCJZ zu Arbeitskreisen ein: Im „Theologischen Arbeitskreis“ und im „Fachtheologischen Seminar“ werden biblische Texte interpretiert, im „Literarischen Café“ jüdische Autoren und ihre Werke vorge-

stellt bzw. Literatur zu jüdischer Thematik ins Gespräch gebracht. Neben den Kontakten mit der Jüdischen Kultusgemeinde und den Bildungsveranstaltungen, zu denen auch regelmäßige Vortragsabende zählen, nimmt die Essener GCJZ ihr politisches Mandat sehr ernst. In einem internen Papier heißt es dazu: „Öffentliche Stellungnahmen zum Antisemitismus, zu Gedenktagen (Gründung des jüdischen Staates) u.ä. machen die GCJZ zu einer freien Stimme, wie sie sonst in der Stadt bzgl. der Fragen des Antisemitismus, des Verhältnisses zu Israel oder zu Juden in unserem Land nicht zu vernehmen ist.“²⁰

In einer Sondersituation befindet sich die Essener GCJZ dadurch, dass es neben der Jüdischen Kultusgemeinde mit ihrer neuen Synagoge seit 1980 auch die „Alte Synagoge“ als jüdisches Dokumentationszentrum und als Gedenkstätte der Stadt Essen gibt. So bemerkenswert wie der von 1911-1913 errichtete prachtvolle Bau an der Steeler Straße ist auch die bisher dort geleistete historisch-politische Bildungs- und Begegnungsarbeit. Dadurch ergaben sich schon bisher gute Kooperationsmöglichkeiten bei politischen und historischen Themen. Diese Möglichkeiten werden künftig wachsen, wenn sich die „Alte Synagoge“ zu einem „Haus jüdischer Kultur“ weiterentwickelt. Unter den fünf neuen Ausstellungen, die in Vorbereitung sind, wird die Präsentation des „Jüdischen `Way of Life`“ einen zentralen Platz einnehmen. Zum Konzept dieser Schau heißt es in einer Ankündigung: „Judentum ist entgegen einer weit verbreiteten Meinung weitaus mehr als Religion und mit dem Begriff der Religionsgemeinschaft nicht zu fassen. Judentum ist eine allumfassende Lebenskultur“.²¹

Recklinghausen

²⁰ Karl H. Klein-Rusteberg, Unveröffentlichtes Manuskript, 2009, S.3

²¹ Alte Synagoge Essen, Mit neuem Schwung im alten Haus, www.alte-synagoge.essen.de

Eine Ausstellung war es übrigens, die in Recklinghausen den Anstoß zur Gründung der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Recklinghausen e.V.“ gab. Drei Monate lang, von November 1960 bis Januar 1961, wurde in der Recklinghäuser Kunsthalle unter dem Titel „SYNAGOGA. Kultgeräte und Kunstwerke aus der Zeit der Patriarchen bis zur Gegenwart“ eine große, unvergesslich schöne Dokumentation jüdischer Kunst und Kultur gezeigt. Da es fünfzehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland noch kein jüdisches Museum und auch keine größere Sammlung jüdischer Kunst mehr gab, fand dieses Ereignis nicht nur bundesweite, sondern weltweite Resonanz. Das Team der Recklinghäuser Museumsleitung schreibt im Rückblick: „Viele Besucher aus dem Ausland waren Menschen jüdischen Glaubens, manche von ihnen – einst aus Deutschland vertrieben – betraten zum ersten Mal wieder deutschen Boden. Es gab Begegnungen und erschütterndes Wiedersehen im Zeichen der SYNAGOGA – es gab Zusammenkunft. Und wir waren glücklich, dass diese Menschen erleben durften, welch regen Anteil die deutsche Bevölkerung an diesem Ereignis nahm: Mit wieviel Nachdenklichkeit, Aufmerksamkeit, ja Andacht, sie diese sichtbaren Zeugnisse jüdischer Religiosität und Kultur in sich aufnahmen.“²²

Am 15. Januar 1961 endete das SYNAGOGA-Projekt mit einem ganztägigen Forumsgespräch zu der Frage: „Gibt es eine jüdische Geistigkeit?“. Zehn Tage später, am 25. Januar 1961 gründeten vierzig Bürger aus der Stadt und dem Landkreis Recklinghausen die „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Recklinghausen“. Das Programm umfasst Vorträge, Seminare, Studienreisen, aber auch Ausstellungen und Veranstal-

²² Thomas Grochowiak und Anneliese Schröder, Die Ausstellung SYNAGOGA, Recklinghausen, 1960-1961, in: Hans Ch. Meyer, Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen, Frankfurt o.J. (1962), S. 155 f.

tungen mit Filmen, Musik und Theater.²³ Der Einzugsbereich dieser Gesellschaft erstreckt sich auf die Stadt und den gesamten Kreis Recklinghausen mit den Städten Castrop-Rauxel, Datteln, Dorsten, Haltern Herten, Marl, Oer-Erkenschwick und Waltrop.

Insbesondere aus Dorsten sollten wichtige Impulse und Initiativen für den christlich-jüdischen Dialog kommen. Dort entstand – wie an vielen anderen Orten – zu Beginn der 1980er Jahre eine Geschichtsgruppe, die sich der Erforschung der lokalen jüdischen Geschichte widmete. In Dorsten geschah dies unter dem Dach der Volkshochschule und in Kooperation mit den örtlichen Gymnasien in einer solchen Intensität, dass daraus nicht nur beachtliche Publikationen hervorgingen, sondern auch die Initiative für ein „Jüdisches Museum Westfalen“ als Lernort und Forschungsstätte zum westfälischen Judentum, das im Sommer 1992 eröffnet werden konnte. Bildeten zunächst Kultus und Brauchtum des Judentums allgemein den Schwerpunkt der Ausstellung, so folgte seit 2004 die spezielle Darstellung des westfälischen Judentums vom Mittelalter bis zur Neuzeit anhand ausgewählter Lebensbilder. Der biographische Zugang zeigt höchst anschaulich die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe, die Veränderungen, denen sie unterworfen waren und die Wechselwirkung zwischen jüdischem Leben und seinen gesellschaftlichen Bedingungen.²⁴

Dieser Zugang bewährt sich höchst eindrucksvoll auch bei der aktuellen Ausstellung, die das „Jüdische Museum Westfalen“ als Beitrag zu „RUHR.2010“ erarbeitet hat. Unter dem Titel „Agekommen?! – Lebenswege

²³ Ausführlich dazu sowie zu den pädagogischen und gesellschaftspolitischen Aktivitäten der Recklinghäuser GCJZ: Helmut Geck, Christlich-jüdischer Dialog im Ruhrgebiet nach 1945: Beispiel Recklinghausen, in: Günter Brakelmann, Traugott Jähnichen, Norbert Friedrich (Hg.)

Kirche im Ruhrgebiet, Essen 1998, S. 287-294

²⁴ Vgl. dazu: Jüdisches Museum Westfalen, Von Bar Mizwa bis Zionismus. Jüdische Traditionen und Lebenswege in Westfalen, Bielefeld 2007 (mit Texten von Johanna Eichmann, Norbert Reichling und Thomas Ridder)

jüdischer Einwanderer“ kommen 24 Frauen und Männer zu Wort, die als jüdische Kontingentflüchtlinge seit 1991 ins Ruhrgebiet gekommen sind. Auf der Grundlage persönlicher Interviews und illustriert durch persönliche Fotos beantwortet die Ausstellung eine Reihe spannender Fragen, z.B.: Woher kommen die jüdischen Einwanderer? Warum wählten sie Deutschland? Welche Erfahrungen haben sie in der früheren Heimat gemacht, welche hier seit ihrer Ankunft? Warum ist bei vielen die berufliche Eingliederung misslungen, obwohl sie fachlich hochqualifiziert sind? Welche Rolle spielen die Jüdischen Gemeinden für die Zuwanderer? Welche Formen des Jüdischseins werden in der Synagoge, welche im Alltag gelebt?

Die Ausstellung in Dorsten wird - wie immer – begleitet von einer Reihe von Lehrveranstaltungen. Denn das Haus ist nicht nur Museum. Es steht den jüdischen Gemeinden, den Kirchen und Schulen auch als „Lehrhaus“ zur Verfügung.

Duisburg

Mit dem Stichwort „Lehrhaus“ ist ein Arbeitsschwerpunkt der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Duisburg – Mülheim a.d. Ruhr – Oberhausen“ genannt, die im Jahr 1965 gegründet wurde. Das Lehrhaus-Angebot orientierte sich an niederländischen Vorbildern²⁵, die auf das von Franz Rosenzweig gegründete „Freie Jüdische Lehrhaus“ in Frankfurt am Main zurückgehen. Rosenzweig hat das Lehrhaus deutlich von der Universität abgegrenzt: „Die Aufgabe der Universität ist Wissen zu *verbreiten* und selbständiges Denken *anzugewöhnen*. Die Aufgabe unserer `Volkshochschule` hingegen muss vornehmlich sein: Unwissenheit zu *verringern* und

²⁵ Vgl. oben S.

Interesselosigkeit *abzugewöhnen*.“²⁶ Die Duisburger Lehrhausgespräche, initiiert von dem evangelischen Bibelwissenschaftler und Religionspädagogen Heinz Kremers, fragen, was Juden und Christen trennt und was beide vereint.

Die Lektüre biblischer und talmudischer Texte und die Interpretation zentraler jüdisch-christlicher Zusammenhänge führten dazu, dass im Duisburger Lehrhaus unter der Anleitung von Heinz Kremers auch der Prozess der „Umkehr und Erneuerung“ im Verhältnis der Kirche zum Judentum mit reflektiert und mit vollzogen wurde, der in der Evangelischen Kirche im Rheinland zu dem bahnbrechenden Synodalbeschluss von 1980 führte.²⁷ In jüngster Zeit befassen sich die Lehrhaus-Veranstaltungen intensiv mit dem Echo, das die Neupositionierung der Kirchen im Judentum findet. Denn unter dem Titel „Dabru emet – Redet Wahrheit“ erschien am 10. September 2000 in den USA eine von 200 jüdischen Gelehrten und Rabbinern unterzeichnete Erklärung, die innerhalb der jüdischen Gemeinschaft dazu aufforderte, positiv auf das christliche Gesprächsangebot zuzugehen.²⁸ In acht Thesen zeigten die Verfasser, wie von jüdischer Seite das Verhältnis zur christlichen Religion in positiver Weise bestimmt werden könnte. Verbindend sei – um nur drei zentrale Punkte herauszugreifen – zum einen das „Gebet zum gleichen Gott“, zum andern das gemeinsame Gründen und Sich-Stützen auf „ein- und dasselbe Buch – die Bibel“ und nicht zuletzt als Gegenwartsaufgabe, „sich gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden einzusetzen“.²⁹

²⁶ Franz Rosenzweig in einem Brief an Rudolf Hallo, zitiert nach: Hans-Joachim Barkenings, Das Lehrhaus zu Duisburg, in: Festschrift „40 Jahre Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Duisburg – Mülheim a.d. Ruhr – Oberhausen“, hg. von Christa Bohn und Harald Strecker, Duisburg 2005, S. 12

²⁷ Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Juden und Christen (vom 11. Januar 1980), abgedruckt in: Rolf Rendtorff / Hans Hermann Henrix (Hg.), Die Kirchen und das Judentum, Bd. I: Dokumente von 1945 bis 1985 (Bd. I), München / Paderborn 1988, S. 593 ff.

²⁸ Rainer Kampling / Michael Weinrich (Hg.), Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen, Gütersloh 2003

²⁹ Ebd. S. 9 ff.

Das entscheidend Neue bei „Dabru emet – Redet Wahrheit“ ist der Adressat. Alle bisherigen Dokumente im christlich-jüdischen Gespräch – auch solche, an denen jüdische Gelehrte mitgearbeitet hatten – richteten sich stets nur an die Christen und an die Kirchen. Hier zum ersten Mal werden Juden und jüdische Gemeinschaften angesprochen. Damit hat das Dokument aus dem Jahr 2000 den Weg gebahnt für die „Berliner Thesen“ von 2009, die sich gleichermaßen sowohl an Christen und Juden wendet und auch – sehr wichtig – die Muslime mit einbezieht. – Die höchst kontroverse Debatte, die „Dabru emet“ beschieden war, wird sich bei der Diskussion der „Berliner Thesen“ wiederholen. Dies zeigt nur einmal mehr die Notwendigkeit eines ernsthaften christlich-jüdischen Dialogs, der gerade erst begonnen hat.

Im Ruhrgebiet sind in den letzten zwei Jahrzehnten die Voraussetzungen und Chancen für einen solchen Dialog deutlich besser geworden. An den Universitäten des Reviers haben sich die Theologen verstärkt der christlich-jüdischen Thematik zugewandt. Insbesondere unter den Exegeten werden die alt- und neutestamentlichen Texte im jüdischen Kontext gelesen und ausgelegt. Die Kirchengeschichte stellt sich dem Thema des Antijudaismus, etwa bei Luther, und die Praktische Theologie achtet darauf, dass in Predigt und Unterricht das Judentum nicht, wie früher vielfach üblich, als Negativfolie für eine besonders leuchtende Darstellung des christlichen Glaubens benutzt wird.

In der Evangelischen Kirche von Westfalen hat der Prozess der Neubestimmung des Verhältnisses von Juden und Christen mit der Synodalerklä-

rung vom 4. November 1999 einen gewissen Abschluss gefunden.³⁰ Guter Tradition in der westfälischen Kirche folgend, wurde die Beschäftigung mit dem Thema an der Basis in den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen – besonders auch in der kirchlichen Bildungsarbeit - breit gestreut. Viele Gemeinden diskutierten das Thema „Christen und Juden“ mit der Zielsetzung: Gemeinsamkeiten erkennen und lernen, mit Unterschieden umzugehen.

Profilbildung in den jüdischen Gemeinden seit 1990

Auch in den jüdischen Gemeinden des Ruhrgebiets haben sich die Bedingungen und Möglichkeiten für einen Dialog auf Augenhöhe verbessert. Die wachsende Mitgliederzahl bewirkt, dass Gemeinden sich nach verschiedenen Richtungen jüdischer Glaubenspraxis auffächern. In Gelsenkirchen hat sich neben der „Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen“, einer traditionellen „Einheitsgemeinde“, die "Jüdische Liberale Vereinigung Etz Ami" gebildet. Diese kleine Gruppe gestaltet nicht-orthodoxe Gottesdienste mit Gesängen, Gebeten und Lesungen auch in deutscher Sprache. Sie trifft sich dazu in der kleinen Landsynagoge in Selm-Bork.³¹ Ebenfalls in Gelsenkirchen wurde von jüdischen Einwanderern aus Russland der gemeinnützige Kulturverein „Kinor“ gegründet, nach eigenem Bekunden ein „progressives Netzwerk“, das einerseits „die eigene – jüdische und russische – Kultur erhalten, weiterentwickeln und anderen Mitbürgern nahe bringen“ will, andererseits eine „vielseitige Integrationsarbeit mit Zielgruppen verschiedenen Alters“ leisten will. „Wir leben hier und wollen die Verantwortung mittragen. Wir wollen nicht isoliert leben, sondern gemeinsam mit anderen Mitbürgern. Ein freier Dialog freier Menschen in einem freien Land - davon

³⁰ Abgedruckt in: Hans Hermann Henrix / Wolfgang Kraus (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Bd. II: Dokumente von 1986 bis 2000, Gütersloh 2001, S. 859 f

³¹ Vgl. www.minjan.de

haben wir, die aus einer totalitären Gesellschaft gekommen sind, immer geträumt.“ So heißt es auf der Internet-Seite des Vereins „Kinor“.³²

Neue Synagogen im Ruhrgebiet seit 1997

Meine Damen und Herren, lassen Sie uns abschließend noch einen Blick auf die Bautätigkeit jüdischer Gemeinden in unserer Region werfen. Der Bau neuer Synagogen hat in vier Städten des Ruhrgebiets innerhalb der letzten eineinhalb Jahrzehnte positive Veränderungen für die jüdischen Gemeinden mit sich gebracht. Endlich haben sie einen angemessenen Rahmen für die Entwicklung des Gemeindelebens wie für Begegnungen mit der nichtjüdischen Bevölkerung. Im Jahr 1997 erhielt Recklinghausen eine neue Synagoge, gefolgt von Duisburg im Jahr 1999. Fast ein Jahrzehnt später wurde auch in Gelsenkirchen und Bochum der Traum von einem neuen jüdischen Gemeindezentrum wahr.

Am 1. Februar 2007 konnte die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen den Neubau im Herzen der Stadt beziehen, errichtet auf dem Grundstück der in der Pogromnacht 1938 zerstörten Synagoge. Ideell und finanziell gefördert wurde das Vorhaben durch die „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Gelsenkirchen“ (gegründet 1991) und durch einen eigens ins Leben gerufenen Förderverein, in dem sich privates, bürgerschaftliches und kirchliches Engagement zugunsten der jüdischen Bürgerinnen und Bürger bündelte. Zu dem neuen Leben im neuen Haus gehört auch, dass die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen gemeinsam mit der Gelsenkirchener

³² Vgl. www.buendnis-toleranz.de

GCJZ zu Vortrags- und Begegnungsveranstaltungen einlädt, die dem Dialog zwischen den beiden Religionen dienen.³³

Am 16. Dezember 2007 war es schließlich auch für die Jüdische Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen soweit. Fast 70 Jahre nach der Pogromnacht 1938 erhielt Bochum wieder eine Synagoge. Der frühere Landesrabbiner Henry Brandt, der die Einweihungszeremonie leitete, brachte die Empfindungen der jüdischen Gemeindemitglieder auf den Punkt, als er in seiner Predigt sagte: „Das Herz unserer Gemeinde schlägt wieder.“ Das neue Gemeindezentrum ist ein Ensemble von drei Baukörpern, in denen sich je eine der drei Funktionen konzentriert, die ein jüdisches Gotteshaus ausmachen. Die Synagoge ist ein „Haus des Gebets“, ein „Haus des Lernens“ und ein „Haus der Versammlung“, letzteres auch als offenes Haus der Begegnung für Menschen anderer Religionen.

Der Neubau verdankt sich neben der Eigeninitiative der Jüdischen Gemeinde im wesentlichen zwei Impulsen von außen, einem kirchlichen und einem kommunalen. Obwohl es in Bochum keine „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ gibt, hat der christlich-jüdische Dialog hier – wie eingangs ausgeführt – eine jahrzehntelange Tradition, die vor allem vom Katholischen Forum und der Evangelischen Stadtakademie getragen wird. Gemeinsam initiierten wir zum 60. Jahrestag der Pogromnacht 1938 einen ökumenischen Gedenkgottesdienst am 8. November 1998 unter Beteiligung von Landesrabbiner Brandt, in dem erstmals zu einer Kollekte für den Synagogenneubau aufgerufen wurde.³⁴ Im Anschluss daran gründete

³³ Zur Entstehungsgeschichte, zur Architektur und zum Leben in der neuen Gelsenkirchener Synagoge vgl. Wiltrud Apfeld / Karin Clermont / Wolfgang Schwab, Ein neuer Bau an alter Stätte – Gelsenkirchen hat eine neue Synagoge, hg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Gelsenkirchen e.V., Gelsenkirchen 2009

³⁴ Zur „Aktion: Eine Synagoge für Bochum“ vgl. Manfred Keller (Hg.), Gott und der Welt begegnen. 50 Jahre Evangelische Stadtakademie für Bochum, Bochum 2003, S. 130; zum christlich-jüdischen Dialog in Bochum insgesamt vgl. das Kapitel: Rückkehr in die Mitte. Judentum als Thema der Evangelischen Stadtakademie Bochum, ebd. S. 125-133

die Evangelische Stadtakademie die Aktion „Eine Synagoge für Bochum“; fünf Jahre später griff die Stadt Bochum den Impuls auf und formulierte eine „Bochumer Erklärung“ zur Realisierung des Vorhabens der Jüdischen Gemeinde. Bei der Umsetzung sammelte und bündelte – ähnlich wie in Gelsenkirchen - ein „Freundeskreis Bochumer Synagoge“ das private, gesellschaftliche und kirchliche Engagement.

Die Voraussetzungen zur Überwindung der „Vergegnung“ sind gegeben, neue Begegnungsstätten sind vorhanden. Nun gilt es, die Chancen zu nutzen und ein zukunftsfähiges Verhältnis zwischen Juden und Christen und unter allen Menschen in unserer Region zu schaffen.

Relevante Erklärungen (als Hyperlink anklickbar)

[Berliner Thesen](#) [Dabru emet – Redet Wahrheit](#) [Seelisberger Thesen](#)

Autor: Manfred Keller, Dr. theol., Jahrgang 1940. Bis 2005 Leiter der Evangelischen Stadtakademie Bochum. Vorsitzender des Evangelischen Forums Westfalen